

ZUWANDERUNG, HEIMATLOSIGKEIT

I Häufig ignorierte Tiefenwirkungen der Zuwanderung

Als gebe es in der Bundesrepublik keine anderen Probleme, dominiert die Flüchtlingsfrage seit Monaten die Öffentlichkeit. Die Aufmerksamkeit für das Elend von Kriegsflüchtlings fördert eine Sensibilität, die im faktisch herrschenden betriebs- und volkswirtschaftlichen Horizont keine Rolle spielt. Mit dieser Aufmerksamkeit sind ein Abwärtsvergleich und eine Anspruchsreduktion verbunden, die wir von Katastrophennachrichten oder vom Kriminalfilm her kennen. Sieht sich der Zuschauer konzentrierten Schreckensbildern ausgesetzt, wächst seine Neigung, die eigenen Probleme als vergleichsweise klein zu erachten. Angesichts von Krieg, Vertreibung und Flucht, Wohnungslosigkeit oder einer perspektivlosen Existenz in Sammelunterkünften erscheint so manches als »Klagen auf hohem Niveau«. »Die Gesellschaft« habe ohnehin Wichtigeres zu tun – die Bewältigung der »Flüchtlingsfrage« – und zeigt sich gerührt über ihr Engagement. Ein zentrales Motiv der »Willkommenskultur« ist: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.« (Mt 25,40) Diese Sensibilität fördert praktische Hilfe, hat aber problematische »Nebeneffekte«.

Ein Vergleich mit dem Katholizismus ist hier aufschlussreich. Ihm gilt die Abtreibung als das Übel aller Übel. In Reden des Papstes bilden Abtreibung, Arbeitslosigkeit, Drogensucht sowie die ökologische Misere eine Reihe von Äquivalenten, in der die Abtreibung allerdings den Inbegriff dieser Probleme darstellt. Was für den Katholiken

die Abtreibung, ist der »Willkommenskultur« der Umgang mit den Kriegsflüchtlings. Beide Sichtweisen eint das Interesse, einen zentralen Prüfstein zu finden. Das Verhalten ihm gegenüber avanciert zum entscheidenden Beurteilungskriterium. Es soll ermöglichen, in der komplexen gesellschaftlichen Wirklichkeit moralisch handlungsfähig zu werden. Diese Denkweise geht mit einem Überbietungsdiskurs einher. Wer gegenüber der Abtreibung bzw. gegenüber dem »Flüchtlingsproblem« nicht die gewünschte Meinung vertritt, wird moralisch disqualifiziert. Mit der »tiefen Sensibilität« für das, was »Menschen einander antun«, korrespondiert dann die Auffassung, ein von so problematischen Menschen getragenes Gemeinwesen könne nur eine Gesellschaft mit sehr beschränkten Hoffnungen sein. Um mehr als darum, »ein Zeichen« zu setzen, wird es dann nicht gehen. Für viele in der »Willkommenskultur« sind die Kriegsflüchtlings eine Gelegenheit, guten Willen zu zeigen. Dem, der »sich engagieren« möchte, erscheint das Objekt seiner Symbolpolitik nachrangig. Christen drücken das ganz positiv aus: »Es gibt also Handlungen [...], die zustimmungswürdig sind jenseits aller Abwägung von Aufwand und Ertrag, von Preis und Wert, weil sie darauf beruhen, dass der Handelnde eine spezifische Erfahrung gemacht hat: Er weiß sich unbedingt in Anspruch genommen.«¹ Es geht darum, »die Präsenz des Absoluten im Fragment« zu entdecken. Wer sich auf diese Kunst versteht, »verleiht seiner Erfahrung Bedeutsamkeit, seinem Leben Zustimmungswürdigkeit.«²

Die Befürworter der »Willkommenskultur« akzeptieren in ihrem ordnungspolitischen Weltbild gewöhnlich die

moderne bürgerliche Gesellschaft mit kapitalistischer Marktwirtschaft. Sie wollen Bürger dieser Gesellschaft sein, aber deren Maßstäbe und notwendige Effekte nicht wahrhaben. Ihre Hilfe fassen sie als Beleg dafür auf, dass es vom guten Willen abhängt, wie es den Kriegsflüchtlingen ergehe. Sie ignorieren dabei häufig die kapitalismusspezifischen Ursachen dafür, dass Religionen, Kulturen, Rassen und Herkunftsorte zum Anlass für Spaltungen und Ausschlüsse werden. Faktisch avancieren in der modernen kapitalistischen Gesellschaft als problematisch erachtete persönliche »Eigenschaften« zum Legitimationsgrund für einen schlechteren Stand des Einzelnen in Konkurrenz und Hierarchie. Eine zu kurz greifende Gegenposition dazu besteht darauf, die Konkurrenz gerade dort einhegen und Gegensätze just da überwinden zu wollen, wo dies besonders schwerfällt. Diese Herangehensweise folgt der moralischen Fixierung auf das Extrem. Weder Fremdenfeinde noch -freunde interessieren sich für die Bedingungen, die dafür notwendig sind, dass eine Bevölkerung ihre Gesellschaft gestalten kann: Stärkung lokaler und regionaler Vernetzung zulasten internationaler Vernetzung, Rückbau und Entmächtigung des Weltmarkts, Regionalisierung und Binnenmarktorientierung der Wirtschaft (im Unterschied zu einem Protektionismus, der auf dem Weltmarkt nationale Branchen gegen Wettbewerber abschotten möchte). Nur so kann verheerender internationaler Konkurrenz und einem Null-Summen-Spiel vorgebeugt werden. Sonst verunstalten die Weltmarktimperative die für das lokale bzw. regionale Wirtschaften notwendigen Strukturen. Sonst wächst die Konkurrenz auf dem Weltarbeitsmarkt um hochqualifizierte Kräfte, deren Abwerbung den ärmeren Ländern enorm schadet (»brain-drain«).

Eine »antirassistische« Gruppe aus Tübingen, die nicht der Parole »Zwischentöne sind bloß Krampf im Klassenkampf« (Franz Josef Degenhardt, 1968) folgt, schreibt:

»Möglich werden Deregulierung und Lohndrückerei nur dann, wenn es auch Leute gibt, die sich auf die entgarantierten Arbeitsbedingungen einlassen (müssen).

Hier treffen sich die Interessen von UnternehmerInnen (am Profit) und von MigrantInnen (am Überleben). Das Kapital will billigere Arbeitskräfte, die die schlechteren Bedingungen akzeptieren. Die MigrantInnen sind froh, dass sie wenigstens irgend-eine Möglichkeit zum Geldverdienen bekommen. Aus Solidarität mit den MigrantInnen fordern wir

»offene Grenzen«. Aber unterstützen wir damit nicht Deregulierung und Sozialabbau in der Bundesrepublik? Unser Dilemma lässt sich mit einem zugespitzten Beispiel illustrieren: Ein 50-jähriger Bauarbeiter (mit deutschem oder türkischem Pass) findet keine Stelle mehr, weil die Baufirmen zu einem Spottpreis genügend 25-jährige tschechische Pendler anheuern können. Wer hat da »Recht? [...] Als Gewerkschaftsmitglieder protestieren wir dagegen: Niemand hat das Recht, auf eigene Faust kollektiv erkämpfte Errungenschaften zu unterlaufen. [...] Wir verteidigen die mühsam erkämpfte Absicherung des Oberpfälzer Bauarbeiters, dessen Angst vor dem sozialen Abstieg sich nicht einfach als »Wohlstands-Chauvinismus« eines »Normalos« abtun lässt (wie es manche AntirassistInnen gern tun). [...] Diese Konflikte lassen sich nicht mit wohlfeilen Parolen von der »Einheit der Arbeiterklasse«, »internationaler Solidarität« oder »offenen Grenzen« auflösen.«³

Mindestlöhne werden für die Kriegsflüchtlinge wahrscheinlich aufgehoben, oder die Neuankömmlinge finden die zahlungsfähige Nachfrage nach ihrer Arbeitskraft in der informellen Ökonomie. Insgesamt machen sie der Bevölkerung vor, wie man mit weniger Geld und Wohnraum über die Runden kommt. Die Konkurrenz um Arbeitsplätze und Wohnungen betrifft sozial Bessergestellte nur in geringerem Maße. Sie wohnen in »besseren« Vierteln und können ihre Kinder notfalls auf Privatschulen schicken. Und für die Arbeit im Haushalt stehen ihnen billige ausländische Arbeitskräfte zur Verfügung. »Gesellschaftliche Eliten bilden, sowohl was ihre Interessenlage als auch was ihr liberales Selbstverständnis angeht, eine latente Koalition mit den Ausländern – gegen das Volk, dem Ausländer in großer Zahl im Alltag viel näher rücken und das sich von ihnen bedrängt sieht.«⁴

Nothilfe für Kriegsflüchtlinge ist das eine. Eine Massenzuwanderung als »Bereicherung« des Landes aufzufassen

1 Richard Schaeffler: »Verantwortete Vorläufigkeit – der Mut zur Partikularität und die Kritik an der Frage nach dem »Sinn des Ganzen«, in: Eduard J. M. Kroker/Bruno Dechamps (Hg.): Wertewandel und Lebenssinn. Frankfurt/Main 1990, S. 121.

2 Ebenda, S. 132 f.

3 In taz-Beilage vom 19.12.1997.

4 Karl Otto Hondrich: »Das Fremde in uns. Soziologische Überlegungen zur Ausländerfeindlichkeit«, in: Wamfried Dettling (Hg.): Perspektiven für Deutschland. München 1994, S. 246.



Eugene Atget: Paris, Angle de la rue Lhomond et de la rue Rataud, 1913

ist etwas anderes. Massenhafte Zuwanderung war und ist nicht nur deshalb problematisch, weil sie den positiven Wirkungen eines Rückgangs der Bevölkerungszahl zuwiderläuft.⁵ Sie verstärkt die Spaltungs-, Indifferenz- und Entropieprozesse, die eine Gestaltung der Gesellschaft durch ihre Mitglieder erschweren. Zwischen 1850 und 1950 war durchschnittlich jeder zehnte Bürger der USA Einwanderer. Es »waren die meisten von ihnen hinreichend mit der Etablierung ihrer persönlichen Existenz beschäftigt und viele schon wegen des Kontrastes mit ihrer europäischen Vergangenheit hinreichend befriedigt, um radikalen Parteien wenig Interesse entgegenzubringen«.⁶ Bei der Friedens-, Hausbesetzer-, Anti-Atomkraft- und Öko-Bewegung kamen in Deutschland gemeinsame Aktionen (bzw. deren Verstärkung) beispielsweise mit Einwohnern türkischer Abstammung nicht oder kaum jemals zustande. Anders verhält es sich beim Engagement von Migranten in betrieblichen Auseinandersetzungen. Migranten mit nostalgischen Erinnerungen (an Zeiten vor den die Flucht bzw. Auswanderung auslösenden Ereignissen) oder überschwänglichen Erwartungen wahren gegenüber dem Aufenthaltsland innere Distanz. Zu politischer Einmischung sind sie schwer zu motivieren. In der ersten Generation

der Arbeitsmigranten galt Deutschland häufig als Ort, an dem durch schwere Arbeit das nötige Geld für den Aufbau einer selbständigen wirtschaftlichen Existenz im Herkunftsland beschafft werden sollte.⁷ Der 2008 abgeschlossenen SINUS-Studie über Migrantenmilieus in Deutschland zufolge betrachten 28 % »ihr Herkunftsland als ihre eigentliche Heimat – in Deutschland verdienen sie nur ihr Geld«.⁸ Der tatsächliche Anteil dürfte eher noch höher liegen. Viele werden sich aufgefordert gesehen haben, die sozial »erwünschte« Antwort zu geben, laut der sie alles Mögliche sind – nur eines nicht: »unintegriert«.

Die USA sind ein extremes Beispiel für eine Vergesellschaftung in der Form des *cash-nexus*. Komplementär zur damit verbundenen objektiven Gleichgültigkeit igeln sich die Menschen subjektiv in ethnischen, religiösen und kulturellen Gemeinschaften ein. Frank Böckelmann schreibt in dem (1998 von der Friedrich-Ebert-Stiftung ausgezeichneten) Buch *Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen* über die USA:

»Die Nordstaaten werden wohl ihr angelsächsisch-protestantisches Gepräge behalten. Aber die Südweststaaten treiben auf eine »hispanische« Vorherrschaft und die Südoststaaten auf eine Majorität der Schwarzen zu. Niemand weiß, ob die ethnische Dreigliederung der USA eine politische Aufspaltung in drei Nationen vorbereitet. [...] Die an Amerika teilnehmenden Gruppen identifizieren sich als Rassen und Ethnien – nicht mehr durch das, was sie verbindet, sondern durch das, was sie trennt.«⁹

Man zieht in möglichst sozial und kulturell homogene *neighborhoods*. Die Außenwelt gilt als Wildnis, die man mit dem Auto durchquert, die Waffe in Griffweite. Die USA bilden für Skeptiker in Sachen Zuwanderung eine Art negative Utopie ethnisierender und kulturalisierender Desaggregation.

II Selbstwidersprüche der »Willkommenskultur«

Nicht weit entfernt von der Berechnung, was Deutsche andernorts für Autobahnbenutzung ausgeben müssen und Ausländer wiederum bei »uns«, liegt ein brisanterer Vergleich: Werden Zuwanderer je mehr in die öffentlichen Kassen einzahlen, als sie Leistungen aus ihnen beziehen werden? Hinsichtlich der Ergebnisse gehen die Auffassungen und Berechnungen auseinander.¹⁰ Die Diskussion

zeigt indes, wie viele Faktoren in diese Rechnung eingehen. Hier ein sachlich zutreffendes Ergebnis zu erzielen, ist schwierig; schon die Annahme, für die Mehrheit der Zuwanderer existiere auf dem deutschen Arbeitsmarkt wenig Nachfrage, konterkariert die Behauptung, die Neuankömmlinge seien »eine Bereicherung« für das Land. In der ganzen Fragestellung offenbart sich eine Denkweise, die sich an den im kapitalistischen Wirtschaftsleben herrschenden Maßstäben orientiert. Die Zuwanderer werden dann nicht als Fremde abgelehnt, sondern als den nationalen Budgets abträgliche Kostgänger. Die Bürger orientieren sich an einem ökonomischen Nutzenkalkül. »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.« (Bert Brecht) Adam Smith zufolge nutzen die Kapital- bzw. Arbeitskraftbesitzer dem Gemeinwohl am besten dadurch, dass sie sich gerade nicht an ihm orientieren, sondern an den Sonderinteressen der vereinzelt Wirtschaftseinheit. Die Rücksicht auf andere beschränke sich dabei darauf, auf Vorteilsnahme mittels arglistiger Täuschung und Gewalt zu verzichten. Die Bedürfnisse des Konsumenten interessieren den Produzenten in der kapitalistischen Marktwirtschaft nur hinsichtlich dessen Zahlungsfähigkeit und in Bezug darauf, ob sich mit möglichst wenig Arbeit ein möglichst hoher Gewinn erzielen lässt. Zugleich sind die Anbieter von Waren und Dienstleistungen an Missständen interessiert und nicht an vorsorglicher Problemvermeidung (»Prävention«). Nur bei Fortexistenz dieser Probleme lassen sich entsprechende Angebote zur Kompensation oder zum Reparaturdienst platzieren. Die Konsumenten wiederum interessieren, dass die Produzenten oder Dienstleister ihnen möglichst kostengünstige qualitativ gute Produkte zur Verfügung stellen. Die Folgen der Arbeit für die Arbeitenden bleiben dem Konsumenten gleichgültig. Damit nicht genug: Produzenten und Konsumenten zeigen sich gleichermaßen gleichgültig gegenüber den negativen Folgen der Produktion und des Konsums für Dritte.

Diese Trennungen, Spaltungen und Interessengegensätze kennzeichnen die Marktwirtschaft. Der Vorwurf, den Akteuren im Kapitalismus fehle der Sinn für das Gemeinwohl, hält Gemeinwohl für ein Ja-Wort mit unwiderstehlichem Charme. Das Gemeinwohl in der kapitalistischen Gesellschaft bezieht sich aber auf einen prosaischeren Inhalt. Die Rechts-, Verwaltungs- und Bildungssysteme der verschiedenen kapitalistischen Länder unterscheiden sich durchaus, ebenso die »nationalen Systeme der pro-

duktiven Kräfte« (Friedrich List). Die Produktivität hängt maßgeblich von dem Zusammenwirken der verschiedenen Betriebe und Produktionszweige ab, davon, dass die »Manufakturen verschiedener Art entweder am gleichen Ort vereint oder aber durch bequeme und schnelle Verkehrswege und Transportmittel eng miteinander verbunden sind.«¹¹ Im jedem Land existieren unterschiedliche Bedingungen und Proportionen der räumlichen und funktionalen Vernetzung von Unternehmen, Zulieferern, Dienstleistern und Infrastruktureinrichtungen. Deren Vernetzungen bilden die besonderen Voraussetzungen des Wirtschaftens auf dem jeweiligen Territorium und stellen ein gemeinschaftliches Monopol der in diesem Land ansässigen Wirtschaftseinheiten dar. Die Bürger in den modernen kapitalistischen Gesellschaften betrachten die öffentlichen Infrastrukturen und staatlichen Leistungspotentiale als Klubgut. Es nutzt allen Einwohnern des Landes (in unterschiedlichem Maße), und daher sei dieses Klubgut gegen die kostenlose Mitnutzung durch Angehörige anderer Nationen zu schützen. Die »Willkommenskultur« ignoriert den daraus motivierten, unter den Bürgern moderner kapitalistischer Gesellschaften weit verbreiteten Argwohn gegenüber Zuwanderung. Die Akzeptanz der »freien Marktwirtschaft« auf der einen, und die Wertschätzung von »Hilfe für die Flüchtlinge« auf der anderen Seite stehen entsprechend in Spannung zueinander. Das trägt zur Brüchigkeit der »Willkommenskultur« bei vielen ihrer Befürworter bei.

5 Vgl. Karl Otto Hondrich: Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist. Frankfurt/Main 2007.

6 Ralf Dahrendorf: Die angewandte Aufklärung. Gesellschaft und Soziologie in Amerika. Frankfurt/Main 1968, S. 64.

7 Vgl. K. Schahbazian, H. Wilke: »Bewusstseins-elemente türkischer Arbeiter in der BRD«, in: *Das Argument*. H. 68/1971, S. 763: »Die Arbeiter, die [...] in der Türkei mittelständische Zielvorstellungen glauben realisieren zu können, den Realisierungsversuch und sein wahrscheinliches Scheitern jedoch erst nach ihrer Rückkehr in die Türkei erleben werden«, »erheben« nicht nur infolge des objektiven Existenzdrucks, dem sie unterliegen, »keinen Anspruch auf Teilhabe an den sozialen Errungenschaften«.

8 Carsten Wippermann/Berthold Bodo Flaig: »Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. H. 5/2009, S. 6.

9 Frank Böckelmann: Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen. Frankfurt/Main 1998, S. 430.

10 Vgl. z.B. die Berechnung von Hans Werner Sinn in der FAZ Anfang Januar 2015, <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftspolitik/ifo-chef-sinn-warum-die-zuwanderung-die-staatskasse-belastet-13349123.html>. Vgl. a. Michele Battisti u. a. 2015: Einwanderung: Welchen Nutzen hat die einheimische Bevölkerung? In: *Ifo-Schnelldienst* Nr. 22.

11 Friedrich List: Das natürliche System der politischen Ökonomie [1838]. Berlin 1961, S. 80 f.

Sie interessieren sich zudem meist wenig dafür, warum Mitglieder moderner kapitalistischer Gesellschaften in Bezug auf Religion und Kultur im Horizont von Substantivierungen denken. »Das« Christentum und »der« Islam gelten dann jeweils als eindeutige und widerspruchsfreie Wesenheit sowie als Ursache ihrer selbst. Religionen und Kulturen erscheinen als in sich geschlossene, einander fremde und unvergleichbar verschiedenartige Totalitäten. Interkulturelle und interreligiöse Kommunikation missträt dann häufig zu einer Verständigung unter einander Fremden mittels eines Minimalwortschatzes (wie z. B. im Pidgin-Englisch). Eine deutlich andere Herangehensweise bezieht Religionen und Kulturen auf das ihnen jeweils konstitutiv Zugrundeliegende. Religionen und Kulturen werden dann als Verarbeitung von Erfahrungen und Problemen mit den jeweiligen gesellschaftlichen Dissoziations- und Assoziationsverhältnissen begriffen.¹² Analysieren lässt sich, wie diese Verarbeitung auf für sie selbst nicht durchsichtige Art durch die jeweiligen Verhältnisse geformt bzw. vorstrukturiert ist. Die Produktions-, Distributions- und Konsumtionsweisen, die für die verschiedenen Gesellschaftsformationen (z. B. Feudalismus, Kapitalismus) charakteristisch sind, unterscheiden sich grundsätzlich. Der Entwicklungsstand und die Art der Produktivkräfte (inklusive Arbeitsorganisation), die Produktionsverhältnisse und die Formen des gesellschaftlich maßgeblichen Reichtums eröffnen immer nur einen bestimmten Möglichkeitsraum. Er beinhaltet Grenzen des Wirtschaftens und der Entwicklung menschlicher Sinne, Fähigkeiten und Reflexionsvermögen. Dieser Möglichkeitsraum umfasst die gesellschaftliche Feldverteilung von selbst- und fremdbestimmten Tätigkeiten, den Grad, in dem Interessen partikular sind, die Reichweiten von Kooperation und Assoziation sowie den Umfang, in dem die Bevölkerung die Gesellschaft zu gestalten vermag. Die jeweiligen grundlegenden gesellschaftlichen Formen des Bewusstseins, der Individualität und der Subjektivität lassen sich aus der charakteristischen Qualität dieser Momente in einer Gesellschaftsformation und in einer bestimmten Phase von ihr begreifen. Diese Formen konstituieren die Religion und die Kultur. Die für letztere charakteristische Erfahrungsverarbeitung versteht sich subjektiv selbst in souveräner Ignoranz gegenüber diesen für sie faktisch maßgeblichen Formen. Die kreative Verselbständigung der Erscheinung gegenüber ihrer Konstitution lässt erstere zum Schein

avancieren.¹³ Er transformiert das Erscheinende sowohl verdinglichend als auch sublimierend und füllt die Lücken aus eigenen Beständen gestaltschließend auf. Die Probleme, an denen sich Kulturen und Religionen abarbeiten, avancieren zu innerkulturellen und innerreligiösen Angelegenheiten. Kulturen und Religionen gelten dann als Resultat »einer ursprünglich chromosomenhaft angelegten, kulturgenetischen Selbstentfaltung«.¹⁴ Demgegenüber lassen sich Religionen und Kulturen innerhalb eines Landes aus dessen Position in der Geschichte der Gesellschaftsformationen begreifen.

Bürger verbuchen die Gleichgültigkeit kapitalistischer Mechanismen ihnen gegenüber als »Nivellierungserfahrung«, auf die sie mit einem »exaggerierten Subjektivismus«¹⁵ reagieren. Dabei steigern sie »das verbleibende Privateigentum des geistigen Ich zu um so eifersüchtigerer Ausschließlichkeit«.¹⁶ Die marktwirtschaftliche Diversifizierung der verschiedenen Warenangebote, die Distinktion der Lebensstile wie auch der Narzissmus der kleinsten Differenz leben davon, dass Unterschiede überbetont und Gemeinsamkeiten unterschätzt werden. Eben dies findet auch bei der Unterscheidung zwischen verschiedenen Kulturen und Religionen statt. Obwohl dem geistig halbwegs anspruchsvollen Bürger nicht unbekannt ist, dass es auch unter den Einheimischen unterschiedlichste Lebensstile gibt, ändert das wenig an seiner Einschätzung, dass in den nationalen Stereotypen irgendwie doch mehr als »ein Stück« Wahrheit stecken müsse. Unüberbrückbare Gegensätze aber resultieren nicht aus Kulturen oder Religionen selbst, sondern aus dem kapitalistischen Kraftfeld, in dem sie heute stehen. »Obgleich von einer breitgefächerten Ethnizitätsforschung gut dokumentiert, entgeht Huntington [in *Kampf der Kulturen*, M. C.] die Tatsache, dass kulturelle und in aller Regel religiöse Faktoren selten am Ausgangspunkt einer Konflikteskalation durchschlagendes Gewicht besitzen. Zu beobachten sind vielmehr sozioökonomische Problemlagen ohne Aussicht auf eine Lösung.«¹⁷ Dem Alltagsbewusstsein moderner Bürger aber imponiert die Schlussfolgerung: Weil die Religion oder Kultur in Land X so ist, wie sie ist, weist dieses Land ökonomisch, menschenrechtlich usw. bessere (oder schlechtere) Ergebnisse auf als Land Y. Diese Annahme übersieht indes, wie unterschiedlich sich eine Religion zu verschiedenen Zeiten ausformt. So bezogen

etwa die »deutschen Christen« im NS-Deutschland ihre »Religion der Liebe« nur recht mittelbar auf die dort Verfolgten und Ermordeten.

Die Kritik an der Religion als zentraler und entscheidender Ursache von Mentalitäten in einem Land ist das eine. Etwas anderes ist die Frage nach dem Beitrag einer Religion zu ablehnenswerten kulturellen und politischen Phänomenen in einer Gesellschaft. Religionstexte sind heterogene historische Überlieferungen. Die konkrete Ausformung einer Religion unterliegt konstitutiven gesellschaftlichen Faktoren. Eine entsprechende Abwägung müsste fragen, ob »der« Islam heute mehr Momente als »das« Christentum enthält, die ablehnenswerte politische Positionen implizieren oder begünstigen. Thematisiert würden beispielsweise dabei die unterschiedlichen gegenwärtigen Positionen von Christentum und Islam zum Verhältnis zwischen weltlicher und religiöser Herrschaft sowie zwischen Glauben und Wissen. Ob hier eher eine Differenz oder eine Identität dominiert, ist politisch von grundlegender Bedeutung. Es geht um die massiven politischen Folgen eines ganz unterschiedlichen Ausmaßes an Reflexion, Möglichkeitssinn und apodiktischer Dogmatik. Eine Frage lautet dann, ob es sich um eine Gesetzesreligion handelt oder um eine Offenbarung Gottes (durch Jesus Christus), die fragmentarisch und vorscheinhafte ausfällt und die volle Gewissheit nicht für die Gegenwart, sondern erst für das Ende der Geschichte verheißt.¹⁸

III Der Wunsch nach Heimat

Auch die zunehmende Kenntnis von Fremdsprachen ändert nichts daran, dass es lange Jahre dauert, bis man sich selbst in einem kulturell verwandten anderen Land wirklich eingelebt hat.¹⁹ Die kosmopolitischen Ideale der Eliten ignorieren diese Schwierigkeiten. Sie werden gerade von jenen unterschätzt, die in der internationalen Ökonomie, der Technik usw. tätig sind, und insofern zwar überall, aber zugleich nirgendwo »zu Hause« sind. Für sie liegen alle Orte sozusagen gleich nah zum Zentrum, zur ökonomischen Verwertung, technischen Machbarkeit und schnellen Kommunikation von »Informationen«. Es existieren immer mehr »Nicht-Orte« (Marc Augé). Supermärkte, Parkplätze und Transitzonen verbinden Menschen nicht; es handelt sich um Orte ohne Tiefe und Physiognomie, durch die einander gleichgültige Individuen geschleust werden: Als

Konsumenten im Supermarkt, als Geschäftsreisende im Transitraum, Flughafen und Hotel. Sofia Coppola bis auf den einen Witz des Getränkewerbepots oder Film *Lost in Translation* führt die Ödnis dieser Existenz vor. Der Wunsch, sich in »der« »eigenen« Kultur oder Nation finden zu können, artikuliert – wie unbewusst auch immer – das Unbehagen daran. Wie nahe liegt es dann, sich im Modus imaginärer Wunscherfüllung gegen die abstrakte Vergesellschaftung zu wenden? Dabei avanciert die eigene Kultur oder Nation zu einer Projektionsfläche für Wünsche nach Heimat.

12 Vgl. Meinhard Creydt: »Protestantische Ethik als gesellschaftlicher ›Weichensteller‹? Zur Kritik an M. Webers pluralistischer Interdependenztheorie«, in: *Das Argument*. Nr. 222/1997; ders.: »Warum eigentlich Materialismus: Helmut Fleischers praxisanalytisches Materialismuskonzept«, in: *Grundrisse*. Nr. 22/2007.

13 Vgl. Joachim Ringleben: Die ›Krankheit zum Tode‹ von Sören Kierkegaard. Göttingen 1995, S. 81: »Die (relative) Emanzipation des Begründeten vom Grund geschieht eben in Kraft desselben, und der Grund ist abwesend gerade durch sein (anwesendes) Begründen.«

14 Dieter Senghaas: »Schluss mit der Fundamentalismus-Debatte!«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*. H. 2/1995, S. 181.

15 Georg Simmel: Gesamtausgabe. Bd. 8. Hg. v. Alessandro Cavalli u. Volkhard Krech. Frankfurt/Main 1993, S. 382.

16 Georg Simmel: Gesamtausgabe. Bd. 6. Hg. v. David P. Frisby u. Klaus Christian Köhnke. Frankfurt/Main 1989, S. 653.

17 Dieter Senghaas: »Die fixe Idee vom Kampf der Kulturen«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, H. 2/1997, S. 218.

18 Vgl. Wolfgang Merkel: »Wenn Religion und Gesetz verschmelzen«, in: *WZB-Mitteilungen*. Nr. 147/2015, S. 32: »Im Islam gab es keine Renaissance«, die »das Konzept der göttlichen Ordnung zugunsten der menschlichen Selbstregierung revidiert [...]. Auch gab es keine vertragstheoretische philosophische Tradition, die Herrschaft an Zustimmung knüpft. Es gab keine Aufklärung, die der Religion die Vernunft gegenübergestellt hätte. Skepsis und Selbstironie sind ihm fremd geblieben. [...] Die religiöse Weltdeutung wurde nie entzaubert, das theozentrische nicht durch ein anthropozentrisches Weltbild ersetzt. Besonders problematisch für die Demokratieverträglichkeit ist die Verschmelzung von Religion und Gesetz. Religiöse Normen mit universellem Wahrheitsanspruch begrenzen das Prinzip der Volkssouveränität in einer Weise, die mit der Idee der demokratischen Selbstregierung unvereinbar ist. Religiöse und staatliche Ordnung verschmelzen. Die Supervision übernehmen religiöse Schriftdeuter. Sie regeln das Familien- und Erbrecht, geben Kleider- und Essensvorschriften und unterwerfen die individuelle Sexualität repressiven Regeln. Apostasie, Homosexualität oder Ehebruch (der Frauen) werden in den traditionalistischen und fundamentalistischen Gesellschaften der islamischen Zivilisation mit schwersten Sanktionen belegt.«

19 Ende Januar 2016 demonstrierten Tausende von Russlanddeutschen, nachdem eine 13-jährige Russlanddeutsche aus Berlin 30 Stunden nicht auffindbar war, gegen angebliche Gewalt von Migranten. Allein in Villingen-Schwenningen liefen 1300 Teilnehmer unter Transparenten wie »Respekt für deutsche Kultur«. Die gleichen Demonstranten vertrauten eher russischen Medien, die dieses Ereignis aufbauschen, als der deutschen Polizei, die eine Vergewaltigung und Entführung bestritt, und warfen ihr Vertuschung vor. Unfreiwillig aufschlussreich ist ein Kommentar der *Berliner Morgenpost* vom 31.01.2016 (S. 12): »Die Russlanddeutschen in der Hauptstadt gelten als gut integriert. Viele von ihnen sind im Niedriglohnssektor beschäftigt.«



Eugene Atget: Paris, Vielle Cour, 22 rue Quincampoix, 1908

Sich positiv in der »eigenen« Kultur oder Nation zu verorten, bildet in der mit der kapitalistischen Moderne einhergehenden Heimatlosigkeit eine Option der individuellen Gegenwart. Mangels anderer Möglichkeiten werden noch die formellsten Bedingungen einer sozialen Verbundenheit emotional positiv besetzt. Karl W. Deutsch zufolge ist das Volk »eine Ansammlung von Individuen, die »schnell und effektiv über Distanzen hinweg und über unterschiedliche Themen und Sachverhalte miteinander kommunizieren können«. [...] Das] setzt in der Regel eine gemeinsame Sprache, Religion und Kultur voraus, einen »Bestand an gemeinsamen Bedeutungen und Erinnerungen«.²⁰ Vor lauter Wunsch nach der Überwindung individueller Heimatlosigkeit in der modernen Gesellschaft wird Heimat bereits dort imaginiert, wo im Fehlen kultureller und sprachlicher Verständigungshindernisse eine notwendige, aber keinesfalls hinreichende Bedingung für »Heimat« existiert. Der Wunsch ist so stark, dass die unter den »Landsleuten« herrschenden Uneinigkeiten und Gegensätze heruntergespielt werden, um die Hoffnung darauf nicht zu verlieren, die Welt sei – wenigstens ethnozentrisch gefasst und veranstaltet – »unsere«. Wer allein an ökonomische Interessen appelliert und dafür etwa die Vorteile der Beschäftigung von Ausländern ins Feld führt, übergeht die fundamental

anderen Bedürfnisse, die bei den Vorbehalten gegenüber der Zuwanderung eine entscheidende Rolle spielen.

Die massenhafte Zuwanderung hat Folgen für die Verständigung und den Zusammenhalt. Ein mit einer Philippina verheirateter Schweizer Arbeiter an einer Liftanlage wehrt sich dagegen, »dass in sein Arbeitsteam von fünf Leuten ein Jugoslawe aufgenommen wird, denn, so seine Erfahrung aus langjähriger Arbeit bei den Bergbahnen: ist erst ein Jugoslawe da, dann kommt bald sein Vetter nach, und wird ein Schweizer Kollege krank, dann haben die beiden Ausländer sofort einen dritten aus ihrem Dorf an der Hand, und plötzlich stehst du, so Urs, allein mit den Jugos da«. Die »Abwehrhaltung gegenüber Ausländern« betrifft »in der Regel nicht Individuen, sondern deren tatsächliches oder befürchtetes kollektives Auftreten. [...] Ausländerfeindlichkeit beruht nicht – nicht nur – auf frustrierten Interessen. Zwar klingt bei Urs auch die Befürchtung an, die Betriebsleitung« könne zu jugoslawischen Löhnen Schweizer freisetzen. »Aber dies ist nicht seine Hauptsorge. Ihm geht es darum, seine wohlvertraute, anheimelnde, schwyzerdütsch geprägte Arbeitsatmosphäre zu behalten, die Übereinstimmung mit gleich geprägten und gleich gesonnenen Kollegen; kurz: seine kollektive Identität im Kleinen. Die Angst, durch die verstärkte Zuwanderung von Fremden solche elementaren Übereinstimmungen, Verständnisinnigkeiten, Vertrautheiten, Sicherheiten zu verlieren, ist m. E. der Hauptgrund der Ausländerfeindlichkeit, heute auch in Deutschland.«²¹ Solange nicht moderne und kapitalistische Gesellschaftsmechanismen eingehegt oder überwunden werden,²² bleiben der Sinn der Individuen für ihre gesellschaftliche Gegenwart und der Wunsch nach einer menschlichen Welt verschwommen. Häufig verarbeiten die Betroffenen in ihrem Wunsch nach »Heimat«²³ das Unbehagen an der Gesellschaft in der Art des Traumes. Er möchte Divergentes vereinbar erscheinen lassen: Die unmittelbare Vergemeinschaftung soll von der Einheit von Selbstbestimmung, Selbstverantwortung und Selbstbeschuldigung erlösen, und zugleich sollen die Vorteile persönlicher Unabhängigkeit gewahrt bleiben. Die erträumte kulturelle oder nationale Identität soll nicht nur materiell dem exklusiven Kreis der ob ihrer Zugehörigkeit Anspruchsberechtigten materielle Absicherung ermöglichen, sondern auch das individuelle Leben in zugleich verbindliche und sinnstiftende Lebensvorstellungen einbetten.

Konstitutiv für die Selbstverortung in der »eigenen« Nation ist auch die Opposition zur dauernden Veränderung und zur Wegwerfmentalität. Erfahrungen, Erbe und die Sicherung wertvoller Bestände gewinnen an Wertschätzung. Bereits Edmund Burke bemerkt 1790 in seinen *Betrachtungen über die Französische Revolution* am Menschenrechtsdiskurs, aus dem Blick gerate »eine Gemeinschaft zwischen denen, welche leben, denen, welche gelebt haben, und denen, welche noch leben sollen«. Die bescheidenere Erwartung lautet:

»Es muss doch einen humanen Anspruch geben auf ein Stückchen Sicherheit, ein Stückchen Dauerhaftigkeit von Lebensformen, von Arbeitsverhältnissen, von Qualifikationen und sozialen Beziehungen: Das grundlegende Prinzip der Globalisierung lautet: permanente Unsicherheit. Weder die Unternehmer noch die Arbeitnehmer können sich noch auf etwas verlassen, denn die ökonomischen und technologischen Zyklen werden immer kürzer, eine Innovation muss sich immer schneller auf dem Markt verwerten. Wir sollen uns also alle ständig anpassen, weiterlernen, anpassen, weiterlernen.«²⁴

Wo Veränderung permanent als Zwang und Zumutung auftritt, speist sich schon daraus ein Unbehagen, durch fremde Neuankömmlinge mit undurchschaubaren kulturellen Mentalitäten konfrontiert zu werden. Konträr dazu steht die Erwartung, mit der Massenzuwanderung werde sich das Land »positiv« ändern. In diese Annahme geht die postmoderne Vorstellung ein, die Lebenswelt lasse sich konstruieren. Lebensweltliches Grundvertrauen verträgt sich allerdings nur begrenzt mit Thematisierung, Explikation und Reflexion. Sicherheit, Entlastung und Heimat erfordern so etwas wie ein unthematisches Vorverständnis mit »Nicht-hintergehbarkheitscharakter« (Jürgen Habermas). »Wer an allem zweifeln wollte, der würde auch nicht bis zum Zweifel kommen. Das Spiel des Zweifels selbst setzt schon die Gewissheit voraus«, schreibt Ludwig Wittgenstein.²⁵ Die Wertschätzung der Gewohnheiten (»Wir müssen nicht alles jeden Tag neu erfinden und uns auch nicht für alles rechtefertigen«) bildet auch eine überkompensatorische Gegenposition zur postmodernen Existenzweise der Lebensweltkonstruktion. Ihr wohnt »eine eigentümliche Ruhelosigkeit inne, eine um sich selbst kreisende Aufgeregtheit und eine überintensivierte Selbstbeschäftigung«; sie »kommt nie ganz ans Ziel«.²⁶

Man kann, wie dies Arnold Ruge bereits 1847 getan hat,²⁷ das Bestehen auf der nationalen Eigenart als Abspaltung und Borniertheit gegenüber dem Universalen kritisieren. Solche Kritik aber bleibt solange naiv, wie sie die für die herrschende Allgemeinheit maßgeblichen Gleichgültigkeiten, Trennungen und Gegensätze nicht zum Thema macht. Die Gegenfigur zum Nationalbornierten ist nicht allein der Kosmopolit, sondern auch der Ortlose. Heimatlosigkeit ist für den postmodernen Horizont kein Problem. Für Steve Blame, einst Moderator und Nachrichtenchef von MTV Europe, stehen die kulinarischen Details im Vordergrund, wenn es um sein Verhältnis zu verschiedenen Ländern geht: »Frage: Neun Jahre Köln, neun Jahre Deutschland. Bitte ein Zwischenfazit. Antwort: Gut: Das Brot! Schlecht: Ich finde kein vernünftiges indisches Curry. [...] Frage: Vermissen Sie England? Antwort: Nein, nur das Curry.«²⁸ Bezeichnend auch die Schauspielerin Sophie von Kessel: »Mexiko, Finnland, Österreich, USA: Wer seine Kindheit (als Tochter eines Diplomaten) an so vielen Orten absolviert, für den ist Vielseitigkeit Programm. ›Ich kenne kein Heimatgefühl, vermisse es auch nicht. Das macht mich flexibel, bringt es die stilvolle Aktrice auf den Punkt.«²⁹ Sind die meisten, die sich als Kosmopoliten vorstellen, faktisch Ortlose? Haben die Nationalbornierten auf ihre Weise dafür ein Gespür, wenn auch nur *ex negativo*?

Fremdenfeinde und Fremdenfreunde kennen nicht die Perspektivenverschränkung der Menschen in der Arbeit an den großen Aufgaben der Überwindung von Konkurrenz, Besitzindividualismus, Dominanz des Privatinteresses,

20 Zit. n. Peter Alter: Nationalismus. Frankfurt/Main 1985, S. 16.

21 Hondrich, »Das Fremde in uns«, a.a.O., S. 248 ff.

22 Vgl. dazu Meinhard Creydt: Wie der Kapitalismus unnötig werden kann. Münster 2014.

23 Vgl. zum Problemfeld dieses Begriffes Ulrich Eisel: »Braucht Heimatliebe Fürsprecher?«, in: Reinhard Piechocki / Norbert Wiersbinski (Bearb.): Heimat und Naturschutz, in: *Naturschutz und Biologische Vielfalt*, Bd. 47. Hg. v. Bundesamt für Naturschutz. Köln 2007, sowie ders.: »Heimatliebe diesseits von rechts und links«, a.a.O. Vgl. auch Christoph Türcke: Heimat. Eine Rehabilitierung. Lüneburg 2006.

24 Birgit Mahnkopf, in: *taz* vom 4. 9. 1996, S. 19.

25 Ludwig Wittgenstein: Über Gewissheit, in: ders.: *Werkausgabe*. Bd. 8. Frankfurt/Main 1984, S. 144.

26 Hansfried Kellner/Frank Heuberger: »Zur Rationalität der ›Postmoderne‹ und ihrer Träger«, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Kultur und Alltag. Soziale Welt. Sonderband 6*. Göttingen 1988, S. 334.

27 Arnold Ruge: *Der Patriotismus*. Frankfurt/Main 1990.

28 Zit. n. *Stern* 15/2003, S. 226.

29 Zit. n. *rtv – Das Fernsehmagazin Ihrer Zeitung*. Nr. 38/2010, S. 4.

Was nicht flüchtig ist,
ist zu wenig.

MALTE OPPERMANN

DIE SCHÖNE PHILOSOPHIE

W

Malte Oppermann: *Die Schöne Philosophie*. Mit einem Epilog von Martin Mosebach: „Schöne Schatten. Eine platonisch-unplatonische Phantasie“. 9783941461154, 216 Seiten, Englisch Broschur, 19,90 Euro.

Wie wäre es, wenn die augenblickliche Anwesenheit einer sinnlichen Realität doch mehr wäre, als eine bloße Erscheinung? Malte Oppermanns philosophischer Entwurf deutet in einem provozierenden Parforceritt an, was es heißt, diesen Gedanken radikal ernst zu nehmen. So wie es etwa Ernst Jüngers Nigromontanus lehrt: den Sinnen zu trauen, und die Realität des Augenblicks und Individuums vor und über alle Abstraktion zu stellen.

In seinem Buch entwickelt der 1988 geborene Autor in 376 konzentrierten Segmenten und Aphorismen eine Philosophie des Augenblicks, die von der Unteilbarkeit des Wirklichen ausgeht. Unser Griff nach der unvordenklich-individuellen Wirklichkeit des Augenblicks wird als ein Verfehlen gedeutet; als Bewegung, die über den Moment hinausgeht.

Ein Buch über flüchtige Schönheit, Macht und Ohnmacht der Phantasie und das Geheimnis der zeitlichen Dauer, ein subtiler Paukenschlag, beeinflusst unter anderem von Kierkegaard, Ernst Jünger, Robert Spaemann und Nicolás Gómez Dávila.

Wolff Verlag Berlin
www.wolffverlag.de


WOLFF VERLAG

Betriebsblindheit und Fachidiotentum.³⁰ Beide verfehlen die notwendige Auseinandersetzung um diese gesellschaftlichen Assoziations- bzw. Dissoziationsverhältnisse.

Abstract

Befürworter von »Weltoffenheit« ignorieren oft die mit der Zuwanderung verbundenen grundlegenden Probleme. Diese gehen weit über Schwierigkeiten bei der Flüchtlingsversorgung hinaus (I). »Weltoffene« Bürger wenden sich mit großer Selbstverständlichkeit gegen alles, was ihnen als »Ausländerfeindschaft« erscheint. Diese Haltung korrespondiert mit einer geringen Aufmerksamkeit dafür, dass einige zentrale Vorbehalte gegenüber der Zuwanderung just derjenigen Herangehensweise entstammen, die in modernen kapitalistischen Gesellschaften üblich ist. Außer in der »Flüchtlingsfrage« teilen auch viele Befürworter der »Willkommenskultur« normalerweise die in der Bevölkerung dominierende Akzeptanz dieses Vorgehens (II). Wenn die objektiven Ursachen von Heimatlosigkeit nicht bedacht werden, bleibt das positive Verständnis von Heimat (auch und gerade bei vielen Gegnern der Zuwanderung) oft abstrakt. Das Bekenntnis zur »Weltoffenheit« tendiert häufig dazu, Heimatlosigkeit gutzuheißen und die Motive für die individuelle Identifikation mit der »eigenen« Kultur oder Nation gar nicht erst in den Blick zu bekommen (III). Die (Wunsch-)Gegnerschaft zwischen »Fremdenfeinden« und »Fremdenfreunden« beherrscht häufig die Diskussion über die »Flüchtlingsfrage« zu ihrem Nachteil. Die Ablehnung wirklich oder vermeintlich kritikwürdiger Effekte der Gegenseite bildet dann die (Anti-)Position, bei der das jeweilige Denken es bewenden lässt. Dieser Artikel soll dazu beitragen, einen anderen Zugang zu gewinnen.

30 Vgl. dazu Creydt, Wie der Kapitalismus unnötig werden kann, a. a. O.